

Anne Hahn

DreiTagebuch

Roman





Anne Hahn, geboren 1966 in Magdeburg, studierte Kunstgeschichte an der Humboldt-Universität Berlin. 1989 wurde sie bei einem Fluchtversuch an der aserbaidisch-iranischen Grenze verhaftet und war sechs Monate politische Gefangene in der DDR. Ihr 2005 veröffentlichter Roman über diese Flucht wird unter dem Titel »Gegenüber von China« im Ventil Verlag neu aufgelegt. Anne Hahn lebt mit ihrer Familie in Berlin.

Das Entstehen dieses Romans wurde gefördert durch das Baltic Centre for Writers and Translators Visby on Gotland, die Kunststiftung des Landes Sachsen-Anhalt, das Künstlerhaus Lukas in Ahrenshoop und das Haus Kirschgarten in Lebus.

© Ventil Verlag UG (haftungsbeschränkt) & Co. KG,
Mainz, Mai 2014. Alle Rechte vorbehalten.

I. Auflage 2014

Lektorat: Brigitte Kleine
Layout und Satz: Oliver Schmitt
Gesetzt aus der Garamond Premier Pro
Druck: fgb, Freiburg
ISBN: 978-3-95575-017-6

Ventil Verlag, Boppstr. 25, D-55118 Mainz,
www.ventil-verlag.de

*für alle, die bei mir sind
und alle, die mit mir waren*

I.

Berlin – ein Tag im März 1996

»Zilpchen, wach auf!« Ich reiße die Augen auf. Sehe nichts. Finster. Das war doch Alberts Stimme. Allmählich sind Schemen zu unterscheiden. Der Nebel lichtet sich. Linien formen sich zu Bildern. Dämmerung, Kontraste. Eine Muräne fixiert mich mit schmalen Lidern, das schnabelartige Maul weit aufgerissen. Der glänzende Laib schlingert auf mich zu. Welche Beißkraft werden ihre deutlich erkennbaren Zähne haben? Reicht sie aus, ein Stück meiner Wangenhaut herauszufetzen oder wird sie mir schlicht das rechte Auge ausbeißen, auf welches sie zuschnellt? Peilt sie vielleicht mein Ohr an, das ihr unter dem freigegebenen Haar wie eine Schnecke erscheinen mag? Ich will mich schützen, abwenden, so schnell wie möglich alle betroffenen Gebiete meines Körpers verstecken, da entdecke ich Nummer zwei. Ebenso dunkel. Sie schiebt sich in weiten Serpentinaugen an meine linke Gesichtshälfte heran. Wo sind eigentlich meine Hände? Jeden Augenblick müssen die Bisse einschlagen wie Blitze. Ich schaue an mir herunter. Es dauert lange, den Kopf zu heben. Meine Hände haben bereits anderes zu tun. Sie spielen mit einer kindlichen Muräne, die sich um meine Finger windet. Als ich es sehe, fühle ich es auch. Ihre Haut ist glatt und kühl, der Kamm aus winzigen Rückenflossen

gibt sanft nach unter meiner Berührung. Inzwischen haben die schaurigen Alten mein Blickfeld erreicht. Sie züngeln in meine Augenwinkel. Ich lasse ab vom geschmeidigen Jungtier, das sich verliebt um einen meiner aufgerichteten Daumen schlingt. Während ich mich frage, warum all das passiert, ohne dass ich Nässe fühle, mich anscheinend ja gar nicht im Wasser befinde, wird es hell.

Ich schlage noch einmal die Augen auf. Meine Hände sind in den Haaren verschlungen, die Finger krallen sich in verfilzte Strähnen. Ich liege auf dem Rücken, meine nackten Arme sind dem Wind ausgeliefert, der durch die Jalousien in das Zimmer klappert. Ich löse mich aus meiner eigenen Umklammerung und erklettere den Tag. In den Nächten werden alle lebendig, die mich am Tage steif und starr aus den Vitrinen fixieren. Ihre Augen verfolgen mich. Der Spiegel gibt mir nicht wieder, was mich nachts umtreibt. Meine Haare sind glatt und gefügig, der Knoten ist schnell gedreht. Keine Bissmale, nicht einmal Augenränder. Duschen, abtrocknen. So leer im Kopf. Funktionsunterwäsche, hautfarben. Dunkelbraune Strumpfhose, ich verheddere mich im linken Fußteil und stoße beinahe die Kaffeetasse um. Steige in das grüne Wollkleid, streife die braunen Stiefel, den Mantel über. Schlüssel. Tasche? Wie immer kann ich mich nicht erinnern, wo ich sie gestern Abend hingeworfen habe. Oder war es vorgestern? Ich lasse meinen Blick über die Regale streifen, die vertrauten Rücken der Atlanten bilden für sich eine unruhige Bergformation, links hinten Lawinengefahr. Da, endlich. Sie baumelt an der Stehlampe. Und los.

Den Weg wie stets. In der Straßenbahn sitze ich regungslos. Nichts könnte meine Position verändern. Außer einer Vollbremsung. Die Straßen ziehen vorbei. Autos, Passanten. Gleiten wir alle so dahin? Menschen rauben Menschen aus. Gedanken, Haut, Farbe, Lachen. Alles wird abgesaugt, aufgesogen. Ich darf mich nicht bewegen, keine Front bieten dem allmorgendlichen Feldzug. So leer. Ich fühle mich wie eine flatternde, ausgepresste Haut. Wie die Haut des Typen, den ein Panzer plattgefahren hatte, beim Einzug der Alliierten in Rom. Wo habe ich das nur gelesen? Und schon schwebt sie vor mir, die Haut, so dünn, dass sie im leisesten Windchen weht wie eine Fahne. Gänsehaut. Überall Gefahr. Auch wenn ich keine Nachrichten höre, alles ist da. Wickel mich in meinen Mantel, fliege beinahe aus der Bahn. Ich hasse mich. Stolpern. Luftholen. Der Tag hat erst begonnen, Alba, find zu dir! Ich erschauere ein letztes Mal unter dem Blick der Muräne, als ich den Pfortner passiere. Die Schlüssel gleiten durch meine Finger. Mechanisch öffne und schließe ich die vielen Türen, durchquere die stillen Säle. Das Wildschwein schaut heute böse zu mir auf, seitlich und doch zielgenau. Die Gnus ignorieren mich. Eine letzte Pforte ist passiert, das Treppenhaus noch, an den hölzernen Schrankreihen vorbei. Inventarnummern geleiten mich gelb und schwarz blinkend wie Fluglotsen durch das dämmerige Totenhaus der Insektenammlung, deren Summen ich heute Morgen zum Glück nicht höre. Nun den Geruch der Nestersammlung aussparen, hinter der Eisentür wieder einatmen, geschafft. Ich werfe den Mantel auf den Türhaken und lasse mich auf den Stuhl sinken, verstecke mein beraubtes Gesicht. Stille, allein. Kann ausatmen.

Ich nehme langsam die Hände von den Augen, sie auf meinen Arbeitsplatz zu richten.

Es freut mich nicht, was ich sehe. Die Maus auf dem Präpariertisch bläht sich mir steif entgegen. Reflexartig will ich sie wegwischen, herunterfegen. Eine schwungvolle Bewegung würde genügen. Die Hände sträuben sich, weichen fort. Greifen an den eigenen Hals. Bloß nicht würgen! Wer hat mir das angetan, sie mir hingelegt? Einer der Studenten muss sie gestern Abend noch hereingebracht haben. Das hasse ich. Fell ist einfach widerlich. Ich kann nicht hinsehen. Alle Restkraft rieselt unten aus mir heraus, in die Dielung. Sickert weg. Tonnenschwere Glieder. Warten. Luft holen, die Schatten ziehen allmählich weiter. Ich sollte es hinter mich bringen. Zögernd folgt der Körper mir wieder. Finger tasten nach Metall. Nichts zum Biegen oder Schlingen. Mein Blick wandert. Der Gelbspötter ist doch ganz ansehnlich geraten. Zweig oder Holzscheibe? Er wird mit einem Buchenzweig beglückt. Grasmücken sind wirklich hübsch. Möchte mal wieder einen Orpheusspötter fönen. Das Fönen ist doch das Beste an der ganzen Präpariererei. Wenn sie sich aufstellen, die gelben und blauen, die blassen und nassen Federchen, unter dem Luftstrahl wiedererschaffen. Sich kletten zu idealen Verbänden, als gelte es noch einmal, sich in die Lüfte zu schwingen. Ein Federkleid, das weiterlebt. Und nun das. Hart knallt mein Blick zurück auf dieses Häufchen Haut und Knochen. Was schneide ich dir zuerst weg, kleines Scheusal? Am besten, ich fange mit den Augen an. Oder dem Schwanz? Der ist am ekligsten. Wie unappetitlich, das ganze Hausmauswesen. Nichts majätetisches. Keine Grazie, keine Spur von Flügeln.

Ich nehme das Skalpell in die Hand und lasse es wieder sinken, sehe aus dem Fenster. Die graue Brandmauer mit ihren unzähligen Einschusslöchern weiß nichts vom Wetter. Von Zeit. Seit den Einschlägen im letzten Kriegsfrühling ist hier nichts Nennenswertes geschehen. Vögel haben in den entstandenen Nischen genistet, Efeu versucht, sich in die Ritzen zu schmiegen, beide gaben irgendwann auf. Zu trist. Nur ich schaue auf diese Mauer. Liebe die Landschaft ihrer löchrigen Haut und hoffe insgeheim, dass meine Stadt so arm bleiben mag.

Doch nicht die Augen sind es, die am stärksten sehen. Die das Verrinnen fühlbar machen. Es sind Laute. Sie tackern den Tag fest. Sind verlässlicher als Licht und Schatten. Durch das dichte Laub des Kastanienbaumes seitlich meiner Wand dringt noch gut vernehmbar der Lärm der allzeit belebten Invalidenstraße zu mir hinauf. Auf der Innenstadttraverse donnern Leute und Lasten von Ost nach West, und umgekehrt. Schieben sich zwischen Museen und Ministerien zur Spree und dem Lehrter Stadtbahnhof, oder streben dem Prenzlauer Berg, Weißensee und Marzahn entgegen. Auch wenn ich die Blechkolonne von meinem Tisch aus keines Blickes zu würdigen vermag, kann ich anhand der Geräusche genau die Uhrzeit bestimmen. Wenn ich um acht Uhr meinen Arbeitsplatz einnehme, ist der morgendliche Höhepunkt des Staus bereits um einige Minuten überschritten, lediglich zwischen halb neun und viertel zehn gibt es noch einmal anschwellende Phasen, die jedoch nicht der gewissen Heiterkeit des Fahrstils verspäteter Arbeitsbeginner entbehren. Unregelmäßiges Anfahren, abruptes Bremsen sowie

unangemessenes Aufaulenlassen des Motors gehören in diese Vormittagsstunde und werden erst gegen den frühen Abend wieder vernehmbar. Dazwischen herrscht der kreischende und brummende Mittagsverkehr. Die dösigsten zwei, beinahe als ruhig zu bezeichnenden Stunden zwischen halb eins und halb drei, darauf das verzweifelte Gehetze, Gehupe und Geschiebe heimwärts, das erst gegen halb sechs abebbt. Auch ich habe dann den Heimweg längst hinter mich gebracht. Es sei denn, ein Präparat hat es durch eine gewisse Anomalität oder, was seltener geschieht, durch außergewöhnliche Schönheit fertiggebracht, mich über Gebühr an meinen Arbeitsplatz zu fesseln. In diesem Falle frohlocken meine kaum der Arbeit verpflichteten Ohren ob der erweiterten Klangvielfalt, lauschen den Tönen nach bis in den aufgeklärten und schließlich ganz vergnügten Abend, der ein Wechselbad an Stille, von fern verkündeten kraftvollen Motoren und sanft rauschenden Limousinen bietet.

Zurück an den Tisch. Schon wieder hab ich mich ablenken lassen. Von der Maus. Ich präpariere nicht gerne Säugetiere. Das wissen doch alle. Und ich weiß, dass sie mir absichtlich solche Arbeiten zuschieben, dass sie hinter meinem Rücken über mich kichern, mich Birdy nennen. Na und? Haben die schon mal in den Spiegel geschaut? Ragen unserem Spinnenforscher nicht auffällig behaarte Arme und Hände aus den wollenen Hemden, obendrein spindeldürr? Trägt nicht die Spezialistin für Dickhäuter eine unvorteilhaft gepolsterte Haut mit sich herum? Und über mich kichern sie, über meine wirklich nur leicht gebogene Nase, die bei der Arbeit verwendete Brille im

zart goldenen Gestell. Fair ist das nicht. Es liegt sicher daran, dass ich nicht mit ihnen lache und lästere. Das kenne ich nun mein ganzes Leben lang. Besonders mein Name war Spott und Spaß stets sattess Fressen. Mauser, Maus, Mäuschen, komm aus deinem Häuschen! Wie ungesagt verpufften die Worte, die ich bemühte, ihnen den Namen zu erklären. Wieviel Geheimnis darin stecke, sich mausern zu können, sich ständig zu erneuern, ein reines Federkleid zu tragen, ewig jung und schön. Vergebens, sie lachten hinweg über mein Gepiepse. Und doch fällt mir auf, dass die Autoren der Fachliteratur nicht selten mit ihrem Thema artverwandte Namen tragen. Autor Specht beschrieb die Singvögel, während Kollege Singer sich Greifvögeln und Eulen widmete. Das ist ebensowenig ein verdrehter Zufall, wie ich mit diesem Namen an einen Ziehvater geriet, dessen Vorfahren Förster waren, Kenner der Vogelstimmen und der Mauser. Waldläufer, Waldschräte, zu groß gewachsene Kobolde und Wichtel. Kilian versuchte nie, die Stellung eines Vaters bei mir anzutreten, nachdem er in unser Leben gekrabbelt war.

Wortwörtlich gekrabbelt, denn er kroch auf allen Vieren zwischen den weißen Metallstühlen der *Marietta-Bar* herum, auf die wir uns an einem Frühlingstag zu Eis und Kaffee begeben hatten. Die Karl-Marx-Straße im Zentrum Magdeburgs war gerade fertiggestellt geworden, wir blieben in der Dreiraumwohnung eines der Nordabschnittshäuser hängen, aus der Huppertuttel, der Dritte im Bunde, fortgegangen war. Dora pflegte mit mir samstags den Boulevard entlang zu flanieren. Anfangs zeigte sie mir, wo noch vor wenigen Jahren welche Kirche oder welche Barockhausruine gestanden hatte, inzwi-

schen bestaunten wir die Auslagen der neuen Kaufhäuser, die zweigeschossig aus den Hochhausriegeln herausstachen. Nun also Kilian. Zuerst kam der Grünfink, der unter den Tischen hindurch hüpfte. Sein Flügel war verletzt. Der Mann folgte. Er trug eine viel zu warme Cordjacke und eine dunkle Leinwandhose, die beide einiges abbekamen. Der Vogel entwischte mit einem Sprung ins Publikum, das sich vor der Terrasse sammelte, da mangels einer ankommenden Straßenbahn das gesamte Wartevolk sich rückwärts wandte, zum Kreischen der FüÙe hebenden Familien und Damen, meiner Mutter und mir. Dora lachte laut los, was mir stets unangenehm war. Sie zog überall die Aufmerksamkeit auf sich. Auch Kilian, wie der Mann hieß, der jetzt mit rotem Kopf unter unserem Tisch auftauchte, war um eine rasche Wiederherstellung von Normalität bemüht. Er lüftete einen imaginären Hut, was mich sofort für ihn einnahm, denn diese Geste war in einer tschechischen Kinderserie mit Zauberei verbunden, und stellte sich vor. »Habicher, Kilian, Hobby-Ornithologe«. Damit war es um uns drei geschehen. Dora bat ihn unumwunden, Platz zu nehmen. Stühle wurden gerückt und gerichtet, ich aÙ weiter mein Vanilleeis und schaute zwischen den beiden hin und her. Der Vogel ward vergessen. Eine Straßenbahn kam, die Zaungäste der Begegnung wandten sich anderen Aufregungen zu und am Ende des Nachmittags begleitete uns der neue Mann an unserer Seite nach Hause. Er blieb zehn Jahre und gab sich wirklich Mühe. In den ersten ein oder zwei Jahren, in denen wir uns besser kennenlernten und meine Kindergärtnerinnen mich gelegentlich fragten, ob meine Mutti und der neue Papi nicht bald heiraten würden,

klärten wir alle Formalitäten formlos. Kein weiteres Kind (Dora), Vögel nur in Ausnahmefällen in der Wohnung (Dora), Ausnahmefall-Festlegung (Kilian), ein Regal für Vogelbücher mit Staubwisch- und Anfassverbot (Kilian), keine fremden Menschen (ich), einmal in der Woche Eis (ich), keine verbale oder körperliche Gewalt (Kilian, Dora und ich), keine Kerzen, kein offenes Feuer (Dora). Mehr Regeln brauchten wir nicht.

»Mensch Zilpchen, lässt dir wieda ärgern?« Albert balanciert ein Tablett durch die Kantine und steuert auf mich zu. Er plumpst schnaufend auf einen der freien Stühle, die mich umgeben. Die anderen drei Tische sind besetzt, die Kollegen verharren kurz in ihrem gickernden Geschwatze, als Albert so auf mich aufmerksam macht. Dann schnattert es wieder. Durch ungeschicktes Herumwedeln der rechten Hand versuche ich, die aufsteigende Röte meiner Wangen zu verbergen. Umsonst, wie immer. »Mensch Zilpchen, nu wer ma nich noch rot!« Albert beginnt ungehemmt, Schnitzel, Kartoffeln und die unter einer schleimigen Soße vergrabenen Erbsen in sich hineinzuschaukeln. Dass er mich immer Zilpchen nennen muss. Bin ja selbst schuld, hab ihn drauf gebracht. Mir gefallen eben ausgerechnet die Vögel, die genau das nicht können, was von ihnen erwartet wird. Ein Singvogel, der nicht singen kann. Zilp Zalp. So seltsam wie der Straußenvogel, mein großer Freund. Der nicht fliegen kann. Vielleicht hat man ihm deshalb den Zusatz Vogel an den Namen gehängt, damit alles klar ist? Und er nicht verwechselt wird. »Pfähnes Woffenenfe fehafft?«

Ich nicke eifrig. Soll ich ihm erzählen, dass ich ein weiteres

Wochenende damit verbracht habe, auf dem Bett zu liegen und an die Decke zu starren? Ich habe mir diesmal vorgestellt, wie es wäre, gelähmt zu sein. Über mehrere Stunden habe ich versucht, nicht einen Muskel, nicht eine Sehne zu bewegen. Ich sah dem Wechselspiel des spärlichen Lichtes zu, das über meine Wände glitt und bewegte nicht einmal die Augen. Ich wurde ruhig, es war innen und außen angenehm still. Anfangs ging es sehr gut, dann komplizierte sich die Sache zunehmend. Als mein rechtes Bein eingeschlafen war und sich Schmerzen einstellten, flüchtete ich mich ganz und gar in den Schlaf. Natürlich erwachte ich später in einer gänzlich veränderten Stellung und gab mein Experiment entnervt auf. Albert läuft etwas Soße über das Kinn, er sieht mich abwartend an. »Ich war spazieren«, lüge ich munter und probiere ein Lächeln. Ich muss Albert bei Laune halten, immerhin ist er der letzte aller Angestellten des Museums, der sich noch freiwillig zu mir setzt. Von Praktikanten und Studenten an ihrem ersten Tag bei uns mal abgesehen. Somit begrenzt sich meine Essensgesellschaft auf $1 + x - x$. Albert wischt sich ausführlich mit einer der übrig gebliebenen Servietten unserer Weihnachtsfeier den Mund ab und erinnert mich daran, dass ich unter fadenscheinigen Gründen auch diese Teilnahme ausgeschlagen hatte, wie die Dampferfahrt vor zwei Jahren und den Besuch in Wien im letzten Frühjahr. Albert schiebt sein Tablett zur Seite, sieht tadelnd auf mein beinahe unberührtes Mittagessen und seufzt. »Mensch Alba, du bist doch jung. Geh mal aus, trink nen Wein und lach dir een Kerl an, dit kann doch nich so schwer sein!« Er schlägt mir beim Gehen gutmütig auf die Schulter und ich sehe durch

einen aufsteigenden Tränenschleier seine schwankende Gestalt entschwinden, wie die letzte Boje vor Amerika, ich im freien Fall, im weiten Ozean. Allein.

Der Gedanke an Amerika begleitet mich in den Saal. Bevor ich an die Maus zurückgehe, muss ich den Struthio Camelus einen Besuch abstatten. Während ich durch die niedrigen Flure mit ihrer noch aus der Erbauungszeit des Hauses stammenden Wandbemalung wandere, streift mein Blick die hellen Holzschränke, gefüllt mit Bälgen, endlosen Vogelkörpern, geschnürt und verwahrt für den Moment, wenn irgendetwas die Schublade herauszieht, sie zu betrachten, ans Licht zu ziehen. Was mögen sie für Länder, Meere gesehen haben? Nach dem Übergang zum älteren Museumsteil weitet sich die Decke. Niemand kreuzt den Gang. Ich drücke die Eisentür auf und betrete langsam den Saal. Es ist kalt, aber schon etwas milder als zu Zeiten strengen Frostes. Es darf nicht geheizt werden, bestätige ich mir selbst und hauche in meine Hände. Einen Schleier Atemluft vor mir hertreibend, erobere ich mir Raum. Amerika lässt mich nicht los, wie hatte diese rothaarige Künstlerin das formuliert, die immer mit Vogelfedern und Eiern hantiert? Sie suchen ihr Land, wo es nicht mehr existiert. Sind Vögel so dumm, von Afrika aus in Richtung Südamerika zu fliegen und dann über der Stelle zu kreisen, wo einmal der Urkontinent gewesen sein soll? Neunzig Prozent von ihnen fallen erschöpft ins Wasser und ertrinken. Nur die Unsensibelsten erreichen den Kontinent. Hat sie gesagt, diese Künstlerin, und als sie das sagte, wies sie auf einen Glaskasten, in dem eine kleine Spirale

mit der Spitze auf einem Strandvogelei saß, Federn lagen drum herum und dicke Farbstriche, schwarze. Ich hatte den Fernseher ausgeschaltet, die Worte blieben in mir hängen. Längst weiß ich nicht mehr, wie die Frau heißt, wo ihre Kunst gezeigt wird, was nebensächlich ist, da ich keine anderen Museen als mein eigenes besuche und deshalb einen großen, um nicht zu sagen den allergrößten Teil an musealem Geschehen verpasse. Aber ihre Worte sind bei mir.

Die Reihe der Glaskästen ist rasch abgeschritten. Im Mittelteil des ausufernden Saales stehen die Sammlungsstücke bedeutender Expeditionen, der Humboldt-Pinguin, die sibirischen Vögel von Pallas, Kolibris und Papageien, Eulen, später Falken und Bussarde. Ich biege nach links, zur Fensterfront in den östlichen Innenhof. Zwischen den doppelmannshohen Fenstern stehen die Glaskuben quer. Im siebten sind meine Freunde. Vor Freude tripple ich schneller, wage einen tanzenden Schlenker an den Falken vorbei. Ich hauche in meine Hände und begrüße so den vorderen *Struthio Camelus*. Sie suchen ihr Land, wo es nicht mehr existiert. Geht es dir auch so? Er schaut mich nicht an, sondern schmust wie eh und je Hals an Hals mit seinem Artgenossen. Man könnte sie jovial als Kumpels bezeichnen, wo sie seit einhundert Jahren hier nebeneinander stehen, zum immergleichen Fenster hinausglotzen und warten. So groß seid ihr, so groß und schön. So glänzend die Federn noch, die ausgefranzen. Ich betrachte zärtlich die Stelle hoch oben, wo sich ihre Hälse überschneiden. Der hintere Strauß reckt seinen Kopf weit voraus, während sich der vordere stolz noch höher

recht. Die Linien sind klar und doch dunkel. Ihr Stellplatz ist der schummrigen Mittelzone des Saales zuzurechnen, sie müssen über etliche andere Strauße hinweglinsen, die den Weg zum Fenster verstellen. Im Halbschatten und doch aus ihm heraustretend, wollen sie ans Licht. Sie kommen nicht weit, kamen nie weiter. Ihre Gestalt deutet Bewegung an, Flucht und Eile. Sie können sehr schnell laufen, sie könnten mich tragen. Wohin könnten wir zusammen laufen, meine Freunde, ihr großen Stillen? Ich lehne mein Gesicht, meinen Körper an das Glas, das mich kühl empfängt. Beruhigend. Ich betrachte sie, Wange an Flügel. Als ich mit den Fingern der rechten Hand über das Glas streiche, wie um ihr Gefeder zu streicheln – dem Reiz muss ich mich hartnäckig verweigern, auch wenn ich den Dreikant an meinem großen Schlüsselbund in Beckenhöhe an den Körper gedrückt fühle – fällt mir ein schwaches Leuchten auf. Der Hals von Albi, wie ich den hinteren Struthio bei mir nenne, um gleichzeitig Albert und mich damit in einem geliebten Objekt zu vereinen, schimmert grünlich. Ansonsten sind sie rosa. Altrosa. Mit einer neuen, geschärften Aufmerksamkeit betrachte ich die Hälse, zucke zurück. Es sind die Muränen von heute Nacht. Nie, noch nie ist mir die Nähe der armdicken Straußenhälse zu den schlangengleichen Fischen aufgegangen. Ich fliehe, stolpere, huste, haste davon. Jetzt bin ich soweit. Erfüllt vom Grauen des letzten Anblicks kann ich die Graue präparieren. Ich eile in mein Zimmer, an den Tisch, werfe die Lampen an, streife die Handschuhe über und die Brille auf, zücke das Skalpell, suche den Punkt, anzusetzen im weichen Fell. Der Stahl glänzt kalt. Die Spitze spürt es. Das weiche Drei-

eck unterhalb der Rippen. Bei der sachten Berührung stellen sich die Beinchen des Tieres auf. Ich schneide.

Herr Schurr schaut mich verwundert an und führt mich nach kurzem Zögern zu einem der hinteren Regale. Die Bibliothek des Naturkundemuseums liegt dunkel und leer, erst durch meinen Besuch sieht sich der aufgeschreckte Kollege veranlasst, die Lichter anzuschalten. Es knistert. Die Neonröhren passen nicht zum Geruch, zum Anblick der Lederrücken. Ich nehme an einem der am Fenster gelegenen Nutzertische Platz. Auf einem Karteischränkchen zu meiner Linken steht ein schiefer Globus, daneben ein Grünfinkpräparat, das unbedingt gerichtet werden müsste. Farbe blättert von den Fensterrahmen auf den Tisch mit Forschungszeitschriften. Die Mittagssonne schmeichelt dem Weinlaub an einer verwitterten Wand gegenüber, Studenten schlendern tief unter mir kreuz und quer über das Museumsgelände. Schritte quietschen auf der verbeulten Linoleumlandschaft. Ich wende mich zu Herrn Schurr, der sich verlegen mit der freien Hand über den blanken Schädel fährt. »Tut mir leid, Frau Mauser, ich finde auf die Schnelle nur das hier, etwas allgemein vielleicht, und überholt auf alle Fälle. Aber ein Klassiker, wie Karl May, wenn Sie so wollen!«

Er nickt und entschwindet zwischen den Buchrücken. Das Buch, das er mir hingelegt hat, trägt einen grün marmorierten Einband. Halbleder. *Die schönsten Schilderungen aus Brehms Tierleben* prangt in einem farbigen Rechteck über dem Schriftzug *Vogel Strauß Geschichten*. Ich verstehe, was Herr Schurr mit Karl May meinte. Eine antiquierte farbige Zeichnung schmückt

das Titelblatt. Zwei halbnackte Rothäute jagen mit Mustangs über eine kahle Landschaft. Zwischen ihren Pferden flitzen Nandus davon. Ein gefesselt Exemplar liegt im vorderen Bildausschnitt und glotzt mich an. Aha, Wildwest also. Volksausgabe des Brehm. Zwanziger Jahre vielleicht. Ich schlage den Band auf. Brehm beginnt mythisch.

»Ein alter Scheich Kordofans erzählte mir eine köstliche Sage, die berichtet, dass der Riesenvogel Afrikas, der Strauß, die Gabe des Fluges verloren hat, weil er in thörichtem Hochmüte sich vermaß, fliegend die Sonne zu erreichen. Ihre Strahlen versengten seine Schwingen, er stürzte elendiglich zum Boden herab, kann heute noch nicht fliegen ...« Das gefällt mir. Besser als die Vermutung, dass der afrikanische Strauß ein Bastard von Kamel und einem märchenhaften Vogel der Wüste sei. Deshalb der lateinische Name *Struthio Camelus*? Brehm lässt es im Dunkeln, er nennt die Strauße die größten und vielleicht auch ältesten Mitglieder ihrer Klasse. Die ältesten? Sind das nicht die Pinguine? Warum mag ich diese beiden am meisten? Den wackelnden Gang der Pinguine könnte ich tagelang verfolgen, mich ergötzen an ihren Sprüngen ins, und noch viel mehr aus dem Wasser, wenn sie torpedogleich auf ihre Felsen schießen. Strauße hingegen laufen wirklich wie Kamele durch die Steppen und Wüsten. Wiegend und wackelnd, weiche Haken schlagend. Einer wirbelt Staub auf, der andere Wasser. Was für Vögel! Den Brehm unter dem Arm schlage auch ich lautlos Haken durchs Bücherlabyrinth, schau das Afrika-Regal durch und lande seitlich des Ausgangs, winke Schurr in seinem Glaskasten zu, dessen Augenbrauen beunruhigt hochschießen.

Ehe er noch protestieren kann, bin ich aus der Bibliothek entkommen, eile zur Sammlung hinüber. Rechterhand liegt die Spiritusabteilung, deren gelb-braune Gläser bisweilen von Forschern heruntergestemmt und an Tische geschleppt werden. Der Alkoholgeruch steht danach stundenlang in den Räumen. Die Präparate spreizen bereitwillig ihre Krallen, Federn, Flügel. Unheimlich diese Beweglichkeit, nach so vielen Jahren. Ich schlüpfte durch die Säle und Schränke voller Federn, Krallen und Schnäbel und habe wieder meine beiden Großen erreicht, lasse mich vor ihnen nieder. Jetzt schimmern die Häuse rosa. Ich weiß, dass sie angemalt sind, dass ihre Oberfläche bei einer Berührung künstlich wirkt, papiern und trocken. Im Gegensatz zu den ewig weichen Federn. Mein Blick gleitet über ihre knorrigten seltsamen Zehen, die Ziegenfüße. Brehm schreibt, dass der zweizehige Strauß von jeher ein Wüstenvogel war, heimisch in der Sahara und der Libyschen Wüste, in allen Steppen Innerafrikas und auf den südlichen Ebenen dieses Erdteils. Wenig später kommt die Stelle über ihr Fressverhalten, die ich gesucht habe.

»Strauße, die in der Gefangenschaft beobachtet wurden, würgten alles ihnen Erreichbare hinab. Ein dem Tier vorgeworfener Ziegelbrocken, eine bunte Scherbe oder ein Stein wird ebenso verschlungen, als ob es ein Stück Brot wäre. Wenn wir in Chartum etwas verloren hatten, suchten wir regelmäßig zuerst im Straußenkote nach dem vermissten Gegenstande und sehr oft mit Glück. Mein ziemlich umfangreiches Schlüsselbund hat den angegebenen Weg mehr als einmal gemacht. Ein Forscher fand bei der Zergliederung eines Straußes in seinem Magen 3,5 kg Sand,

Werg und Lumpen und drei Eisenstücke, neun englische Kupfermünzen, eine kupferne Türangel, zwei eiserne Schlüssel, siebzehn kupferne ...«

»So, jetzt gehnse hier einmal durch den Saal, dahinten durch die kleene Eisentür, dann sind se wieder im Treppenhaus!« Schritte nähern sich. Ich springe auf. Zwischen den Glaskästen der Saalmitte sehe ich einen Bauarbeiter entlangschlendern, er beißt in ein Brot und tippt sich an die Schirmmütze, als er sich in der Tür noch einmal kurz zu Albert umdreht. Albert hat mich längst gesehen, ich kann nicht fliehen, weiche also mit dem Buch zum Fenster zurück. Er kommt langsam näher, lächelnd. »Na Zilpchen, was treibst du hier? Haste keene Vögelchen uffzuschneiden?« »Doch, ich, ach ...« Ich sinke auf das staubige Fensterbrett, sehe auf meine beiden Strauße und ihre vielen Vettern, die in verschiedensten Formen rechts und links aufgebaut, aufgehängt oder in Kästen gelegt wurden. Komplette Skelette sind hier vorhanden, bereits montiert oder noch verpackt wie Spielzeug-Bausätze, gleich neben den Ganzkörperpräparaten, die mehrere Schränke füllen. Albert folgt meinem Blick, als sähe er die Vögel zum ersten Mal. »Ach, die magst du also, was? Solche großen alten Kameraden?« Interessiert betrachtet er die Szenerie und lehnt sich vorsichtig neben mir auf das Fensterbrett, seine Arbeitshose spannt über den Oberschenkeln. Er riecht nach Kaffee und Leberwurst. Ich fühle mich gar nicht unwohl, obwohl kaum noch das Brehmbuch zwischen uns passen würde. Ich schlage es auf und zeige Albert die Bilder der Strauße, er schaut.

»Guck mal, was hier steht!«, sagt Albert und weist mit dem

Finger auf eine Zeile. »Meiner Ansicht nach gehört der Strauß zu den dümmdsten, geistlosesten Vögeln, die es gibt.«

Albert kneift die Augen zusammen und sieht mich ganz neu an. »Erzähl ma, warum findesten die dummen Vögel so gut?« Als wäre er sicher, dass ich nicht sofort antworte, kommt gleich die nächste Frage.

»Welchen magsten am meisten?« Mein Mund klappt auf. So etwas hat mich noch niemand gefragt. Seit ich hier im Museum arbeite, wollte noch keiner wissen, was ich denke. Zu Vögeln im Allgemeinen und zu den geistlosen Straußen im Besonderen.

»Das, das ist Albi, der andere hat keinen Namen, aber die zwei mag ich am meisten ...«

Ich bin zu meiner Vitrine hinübergewandert und Albert folgt. Seine Augen sehen, was ich sehe. Muränengleiche, vielleicht seit ewig altrosa angemalte Hälse, die sich über unseren Köpfen umeinander winden. »Wow, die sehen ja stark aus, ob die schon immer so hier stehen?« Albert flüstert und ich mag ihn plötzlich sehr. »Na, seit sie so um 1890 hier reingebracht wurden, da ist ja dieser Teil des Museums gebaut worden ...« Ich streiche zart über die Scheibe und erwarte, dass Albert es eilig hat, von mir weg will. Mich komisch findet, aber nicht lustig. »Woher stammen die beiden, wer hat sie gefangen?«, fragt er beinahe andächtig und gar nicht hastig. »Das siehst du immer unten auf den Schildern, die beiden hier sind von der Expedition Hemprich und Ehrenberg, schau, da steht es.« Auf die Holzsockel der Präparate ist jeweils ein Papierschildchen aufgeklebt, das den Fundort, das Land oder die Expedition und das Jahr verzeichnet. Gilbig, verblichenes Sepia. Einst hat jemand sorgfältig

tig mit hauchdünnen Strichen *Hempr. Ehrbrg. 1820–25* auf das kleine Rechteck geschrieben. Alberts fragender Blick lässt mich weitersprechen, ich erzähle ihm von den beiden jungen Forschern. Ehrenberg war fünfundzwanzig Jahre alt, sein Freund Hemprich ein Jahr jünger, als sie aufbrachen, Afrika zu erobern. Afrika. Ich beobachte Alberts Mund, der sich allmählich öffnet. Ein wenig dümmlich verharren die Lippen in dieser Stellung. Ich versuche, einen Blick auf seine Zähne zu erhaschen, als wäre das Innere des Mundes dieses Mannes das Spannendste auf der Welt. Ich rede weiter und gerate in Rage und Feuer. Mir hört jemand zu! Natürlich könnte ich täglich Kilian langwierig von meinem Arbeitsalltag rapportieren, aber Kilian ist nicht gerade der anregendste Nachfrager. Das hier ist anders. Ich beginne zu strahlen und mit den Händen zu wirbeln, als mir auffällt, dass ich seit geraumer Zeit nicht mehr kontrolliere, was ich da eigentlich erzähle. Oh Schreck, was spult sie da ab, die ich bin? »... und nach dem Veto von Humboldt hat die Akademie der Wissenschaften die Reise genehmigt. Das war ja Terra incognita ...« Ich durchforsche Alberts nahes Gesicht und den feuchten Mund vor meiner Nase nach Anzeichen der Erschöpfung, aber Albert lacht einen zarten Leberwurst-Kaffeefladen zu mir hinüber, »mensch, Zilpchen, det du ma so ville uff einmal sachst, ick fass es nich!« Er knufft mich freundlich in die Seite, ich kichere beinahe jauchzend auf. Rede weiter. Frieden und Kraft strömen in meine Brust, ich schaue mutig und freudvoll umher, während es aus meinem Mund plätschert, alles ist ein einziger Fluss. Mein Blick wandert über einen besonders zornigen Haarwirbel Alberts hinaus durch die dunstigen Scheiben,

über ein paar Lichtflecken den Dachfirst des gegenüberliegenden Gebäudes entlang. Winzige schiefe Zäune begrenzen das noch aus der Nachkriegszeit stammende Notdach mit seiner gewellten Pappe. Eine kleine Birke steht direkt am Rand, vom Wind leicht gebeugt, so als würde sie sich in den Hof neigen, um etwas genauer sehen zu können, zu erkennen. Auch ich trete näher an das Fenster, versuche, in den Hof zu spähen. »Ja, Terra incognita ... Ich hab letztens geträumt, jetzt fällt es mir wieder ein, Albert, ich habe geträumt, dass meine Mutter mir eine Landkarte zeigt und sagt, siehst du Alba, so sähe die Welt aus, wenn sie nach den Sehnsüchten, der Trauer und den Lügen gemessen werden würde. Und sie zeigte mir eine sehr große und bunte dreidimensionale Landkarte. Darauf war die DDR aus rosa Schleim, ganz glibbrig, das waren Lügen, der ganze Osten hatte lustige durchsichtige Wände, zwischen denen der Glibber hin und her schwappte, pulsierte, stell dir vor! Die BRD war hellblau, auch aus Lügen, aber nicht so glibberig, eher wie ein versteinertes Pudding. Ein Lego-Eisblock. Und das Erzgebirge, Böhmen, das war kein Gebirge mehr, sondern eine riesige Senke, eine Kuhle, die von salzigen Tränen der Trauer ausgewaschen war. Und ganz in der Ferne, am Rand, war ein hoher, harter und leuchtender Steinberg zu sehen, und meine Mutter sagte, das ist Afrika, weil Sehnsüchte steinern sind ...«

Ich verstumme und sehe mich nach Albert um, von weit weg. Er sieht nach unten, auf den blanken welligen Fußboden. Hebt langsam den Kopf und gleichzeitig eine Hand, tritt heran und legt sie mir auf die Schulter. Dann geht er los, unvermittelt, als wäre ihm die Berührung peinlich. Oder ich. Ich steh tönern,

als würde ich gleich auseinanderfallen, bis Albert sich umsieht, schon halb in der Türöffnung verschwunden, mir zuwinkt. Zwinkert.

Auf der Mülltonne vor meinem Fenster sitzt eine Elster. Ich weiß, dass sie mich beobachtet. Es glitzert, ich drehe das Telefonbüchlein mit der schimmernden Oberfläche so zum Fenster, dass die schräg einfallenden Strahlen der Laterne die Lichtreflexe nach draußen tragen. Die Elster legt den Kopf zur Seite und rückt mit einem entschlossenen Hüpfen noch ein Stück näher zu mir. Doras Telefonnummer hat sich nicht verändert. Nie. Nur dass kein Apparat mehr am anderen Ende angeschlossen ist. Vielleicht schaue ich deshalb nach, weil ich es immer noch nicht glauben kann. »Kein Anschluss unter ...« Die Worte schlagen ein. Ich beginne auf der Stelle zu weinen. Den Hörer habe ich schnell aufgelegt, damit der Automat nicht weitersprechen kann, mehr ertrage ich nicht. Nicht heute. Dass ich Albert auch den Traum erzählen musste. Ich taste mich jaulend zum Bett hinüber, mit geschlossenen Augen, werfe mich auf Decke und Kissen. Schluchze. Es war nicht ihre Stimme. »Mäuslein, wie schön ...«, hatte sie immer in den Hörer gejubelt. Im Schwarz vor meinen Augen sehe ich den Bauch der Maus, die aufgeblähte Gebärmutter, die Frucht, deutlich zu erkennen unter der violetten Blase. Winzige Füße, in strampelnder Bewegung erstarrt.

Es ist dunkel, als ich den Kopf wieder hebe. Habe ich die Jalousien runtergelassen? Wie bin ich eigentlich nach Hause geraten? Ich schlurfe in die Küche und vermeide den Blick in

mein Gesicht, das rechts neben der Garderobe auf mich lauert. Auch Kilian ignoriere ich, obwohl ich seinen Blick im Rücken spüre. Über dem Küchentisch warten die beiden Fotos darauf, dass ich sie anschau. Nichts da. Ich habe diese Schwarzweiß-grauton-Gebilde schon so oft nach Hinweisen durchforstet, in die Pigmente und Schatten hineingelugt. Sie sagen mir nicht mehr als sonst. Ich brauche gar nicht hinsehen. Ein zweistreich-holzschachtelgroßes Foto mit drei Kindern darauf, die in die Sonne, aus dem Bild heraus blinzeln und ein großer Schatten, der beinahe auf sie fällt. Auf dem anderen Foto zwei Menschen, die heiraten, ein Kind, das zwischen ihnen steht. Dieses Bild ist größer und besser fabriziert, in einem Atelier, mit Vorhängen im Hintergrund und auf dickerem Papier, mit anderen Chemikalien. Seine Grautöne wirken satter, tiefer und farbiger. Als könnten die drei jeden Moment hier zur Tür hereinkommen. Die Fliedersträuße in den Händen der Frau und des Jungen duften beinahe. Von allen Menschen auf diesen zwei Abbildungen lächelt nur einer, der Mann. Beide Bilder sind auf der Rückseite bedeckt von schwarzen Papierresten, Fetzen, Klebespuren, als seien sie von etwas abgerissen worden. Das weiß ich, weil ich die Bilder oben auf einen kleinen Gewürzkasten gestellt habe, der an der Wand hängt. Bei jedem Windstoß, der sich in die Küche verirrt, fegen sie herunter, werden von mir wieder auf gelesen und hingestellt. Ich lasse Wasser in den Kocher laufen und knalle ihn auf seine Unterlage, schnipse den Knopf herunter. Tee wird mir guttun. Dora legte sich immer, wenn sie traurig war, in die Badewanne. Wenn grad keine Sonne schien. Wie an dem Tag, als sie die Diagnose erfuhr.